

An  
56819j

# Die Jagd der Vorzeit

Von

Dr. W. Soergel

a. o. Professor an der Universität Tübingen

Mit 28 Abbildungen im Text  
und 1 Tabelle

495475  
9.8.49



Jena  
Verlag von Gustav Fischer  
1922

## VIII. Die Jagd auf das Merksche Nashorn (Rhinoceros Merkii Jäg.).

Die gleichen Bedenken, die eine Fallgrubenjagd der Paläolithiker auf Elefanten unwahrscheinlich machen sollen, führt Profé auch gegen eine Fallgrubenjagd auf Nashörner, speziell für Taubach, ins Feld. Daß den Paläolithikern das Ausheben von Fallgruben mit Hilfe einfacher Grabstöcke möglich war in Gebieten, die wie die Ilmaue und das flache terrassierte Talgehänge zwischen Mellingen und Weimar, von zahlreichen Tümpeln und Wasserlachen durchsetzt, weite Flächen mit sumpfigem, weichem Boden aufgewiesen haben müssen, habe ich schon oben hervorgehoben. Habe dort auch hingewiesen auf die Bedeutung der Suhllöcher, die besonders die Nashörner in weichen Lehm Böden sich auswälzen, für das Anlegen von Fallgruben. Vom technischen Standpunkt und dem des Jägers steht der Annahme, daß der Mensch in Taubach die Nashörner in Fallgruben gefangen hat, also nichts entgegen. Diese Jagdart wird von jeher auf Java betrieben, wo enge Fallgruben auf dem Wechsel ausgehoben werden, und hat den dortigen Bestand an Nashörnern außerordentlich vermindert. Profé zieht schließlich in Zweifel, ob die Nashörner überhaupt gejagt worden sind, er scheint auch das Vorhandensein so zahlreicher Rhinocerosreste in der Taubacher Fundschicht, wie bei den Elefanten, durch ein katastrophales Ereignis erklären zu wollen. Demgegenüber sei festgestellt, daß die oben besprochenen Fundumstände in Taubach absolut eindeutig auf menschliche Jagd hinweisen. Die Deutung der in der ca. 40 cm mächtigen Fundschicht aufgedeckten zahlreichen Reste von Rhinoceros als Reste einer großen aus irgendwelchen Ursachen zugrunde gegangenen Herde, was Profé für die Elefanten befürwortet, ist schon deshalb nicht möglich, weil Nashörner nicht in Herden, sondern einzeln und paarweise leben, höchst selten sich zu kleinen Trupps bis zu 10 Stück zusammenschlagen, in solcher Zahl aber stets nur kurze Zeit beieinander bleiben und

nur sehr losen Zusammenhalt haben. Die starke Häufung von Rhinozerosresten auf engem Raum und in wenig mächtiger Schicht ist unter solchen Umständen schon allein ein starkes Argument für die menschliche Jagd, von dem später zu erörternden Massenverhältnis zwischen alten und jungen Tieren ganz abgesehen. Wäre für Taubach katastrophale Herdenvernichtung auch nur für eine der dort vorkommenden Arten anzunehmen, so müßte sie, zu diesem Schluß zwingen die Fundumstände, das enge Zusammen- und Durcheinandervorkommen der Reste aller Arten in einer Schicht, für alle hier vorkommenden Arten gelten; es hätten also vor der Katastrophe, da ein Zusammengeschwemmtsein der Tierreste durch fließendes Wasser laut geologischer Daten ganz ausgeschlossen ist, hier eine sehr merkwürdige Ansammlung von Elefantenherden, Bisonherden und Hirschrudeln, ein Zusammenströmen zahlreicher Nashörner und Bären, also nicht gesellig lebender Tiere, stattfinden müssen. Eine solche Annahme wäre absurd.

Ebenso beweiskräftig wie die Fundumstände ist aber für Taubach das von mir errechnete Massenverhältnis alter und junger Tiere. Bei Wiedergabe dieser Zahlen ist Profé ein Irrtum unterlaufen, den ich, da er den tatsächlichen Befund entstellt, berichtigen muß. Profé schreibt: „Auch für das Rhinoceros Merk hat Soergel ähnliche Verhältnisse gefunden: in Taubach fanden sich 75% junge, d. h. kräftige, fortpflanzungsfähige Exemplare.“ Dieser letzte Zusatz wird den Tatsachen, wie ich sie meines Erachtens doch ziemlich eindeutig dargestellt habe, nicht gerecht. Ich berechnete wohl, daß 75% aller Individuen junge Tiere wären, führte aber Seite 25 weiter aus, daß die Gebißreste des bei weitem größten Teils dieser 75% jungen Tiere Individuen angehörten, deren Kiefer „meist wenig über halb so groß als die Kiefer ausgewachsener, alle Zähne im Gebrauch habender Individuen“ seien und schloß daraus auf ein Alter dieser Tiere von höchstens  $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$  Jahren. Das sind aber keineswegs „kräftige, fortpflanzungsfähige Exemplare“. „Zirka 60% der Taubacher Rhinozeroten waren so jung, daß sie noch unter der Obhut der Alten standen, die ja — wenigstens bei den rezenten Arten — mindestens 2 Jahre lang das Kleine säugt.“ (Soergel, l. c. Anm. 1.) Das Verhältnis von sehr jungen und jungen zu erwachsenen und erwachsenen alten Tieren ist also bei den Rhinozeroten von Taubach ein von diesem Verhältnis innerhalb einer „Herde“ — wenn wir mit diesem Wort den Gesamtbestand an Nashörnern in einem größeren Verbreitungsgebiet bezeichnen dürfen — noch stärker ab-

weichendes als bei Elephas und erscheint besonders merkwürdig im Vergleich mit dem Befund der Faunen von Süßenborn, Mosbach und Mauer, wo solche jungen Tiere nur 31—33% ausmachen. Dieses Massenverhältnis zwischen alten und jungen Tieren in Taubach spricht vollständig gegen die Annahme, daß hier in kürzerer Zeit kleinere Trupps immer wieder „natürlichen“ Katastrophen zum Opfer fielen.

Eine nochmalige Untersuchung des Taubacher Rhinozerotens hinsichtlich seiner Zusammensetzung aus verschiedenen Altersstufen ergibt infolge Hinzutretens einiger früher von mir nicht berücksichtigter Reste die folgenden, von meinen früher genannten Werten nicht nennenswert abweichenden Zahlen.

Dabei verstehe ich unter sehr jungen Tieren solche mit Milchgebiß oder nicht angekauem ersten Molar, unter jungen solche mit



Fig. 23. Unterkiefer von *Rhinoceros Merkii* aus dem Travertin von Taubach mit wenig angekauem Milchzähnen und dem noch nicht angekauem, herausrückenden ersten echten Backzahn. ca.  $\frac{3}{16}$  n Gr. Lebensalter des Tieres vermutlich — sichere Daten aus der Gegenwart fehlen — 1— $1\frac{1}{2}$  Jahr. Original im Städt. Museum zu Weimar.

kaum angekauem zweiten Molar und noch nicht durchgebrochenem dritten, unter erwachsenen schließlich solche mit allen Zähnen in Funktion und unter alten solche mit sehr stark abgenutztem Gebiß und selbst sehr stark abgekauem letzten Molar.

Sehr jung	jung	erwachsen	alt
55,4%	16,0%	16,0%	12,6%

Die Gesamtheit der jungen Tiere bildet also gegen 75% früher jetzt 71,4%, die aller erwachsenen gegen 25, jetzt 28,6%.

Die Abbildungen 23, 24 und 25 veranschaulichen einige Altersstadien des Taubacher Rhinozeros. Der in Abb. 23 abgebildete Kiefer gehört einem ca. 1— $1\frac{1}{2}$  Jahr alten Tiere an, wie sie allein 55,4 des Gesamtmaterials ausmachen; es sind nur die Milchzähne im



Gebrauch. Figur 24 zeigt den Kiefer eines etwas älteren Tieres mit sehr abgebrauchtem letzten Milchmolar und den ersten beiden echten Molaren schon in Funktion; innerhalb meiner Alterseinteilung steht der Kiefer an der Grenze zwischen „sehr jung“ und „jung“;



Fig. 24. Unterkiefer von *Rhinoceros Merkii* aus Taubach mit stark abgekauten Milchzähnen und teils angekauften, teils nicht angekauften, erst hervorbrechenden echten Backzähnen. ca.  $\frac{3}{16}$  n. Gr. Lebensalter des Tieres vermutlich  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Jahre. Original im Städt. Museum zu Weimar.

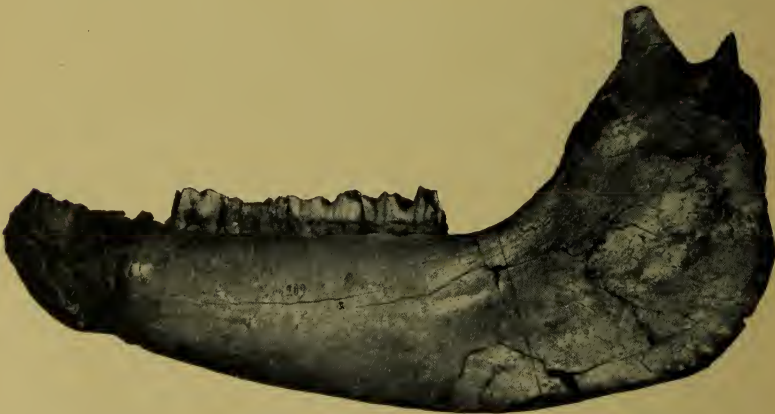


Fig. 25. Unterkiefer von *Rhinoceros Merkii* aus dem Travertin von Taubach mit stark abgekauten echten Backzähnen (Molaren und Prämolaren). ca.  $\frac{3}{16}$  n. Gr. Lebensalter dieses sehr alten Tieres mangels Daten aus der Gegenwart nicht abzuschätzen. Original im Städt. Museum zu Weimar. .

er dürfte einem  $2\frac{1}{2}$ —3 Jahre alten Tiere angehören. Der in Abbildung 25 dargestellte Kiefer gehört schließlich einem sehr alten Tiere an, dessen sämtliche Zähne schon stark abgenutzt sind.

Den in den Faunen von Süßenborn, Mosbach und Mauer gefundenen Prozentzahlen für alte und junge Rhinozeroten in mancher

Beziehung etwas näher stehen die Werte, die ich für das Material einer Ehringsdorfer Fundschicht berechnete. Es handelt sich um die Gebißreste, die zusammen mit vielen zerschlagenen Knochen und Feuersteinen in einer Linse lockeren Tuffs sich vorfanden, die im Sommer 1914 den ersten Kiefer des *Homo primigenius* lieferte. Es ergaben sich folgende Zahlen:

sehr jung	jung	erwachsen	alt
23,5%	17,0%	41,3%	17,6%.

Sehr jung und jung zusammen also 41,1% gegen 71,4% in Taubach.

Eine benachbarte Linse, die mit der vorigen der gleichen Schicht porösen Tuffs angehört, geologisch gesprochen also gleich alt mit ihr ist, ergab folgende Zahlen für die Altersstufen:

sehr jung	jung	erwachsen	alt
27,7%	16,7%	38,8%	16,7%.

Das Material beider Fundstellen:

sehr jung	jung	erwachsen	alt
22,8%	19,4%	40,4%	17,6%.

Also  $22,8 + 19,4 = 42,2\%$  jugendliche Individuen gegen 71,4% der gleichen Altersstufen in Taubach.

Diese Zahlen wurden an dem bis Herbst 1915 gefundenen Material gewonnen. Es hat sich seither gezeigt, daß die beiden Fundlinsen einer großen Fundschicht angehören, deren Material biologisch als Einheit gewertet werden kann, wenn auch die das gesamte Material liefernde Jagd sich über einen längeren Zeitraum erstreckte. Berücksichtigen wir das gesamte, bis Frühjahr 1921 gefundene Nashornmaterial dieser Fundschicht, so erhalten wir folgende Altersstaffelung:

sehr jung	jung	erwachsen	alt
23,8%	22,4%	37,3%	16,4%,

also allein junge Tiere 46,2%. Ist der Prozentsatz junger Tiere hier, wo alle Reste zweifellos von Beutetieren des Menschen stammen, auch geringer als in Taubach, so ist er doch auch hier größer als in dem Nashornmaterial aus den Kiesen von Süßenborn und Mosbach (31,6 und 33,3%), wo die Tiere nur aus natürlichen Ursachen zugrunde gingen. Deutlicher noch tritt der Unterschied hervor bei einem Vergleich der Zahlen für erwachsene und alte Tiere. Während in Ehringsdorf unter 53,7% dieser Altersstufen

die alten nur 16,4% des gesamten Bestandes ausmachen, bilden diese in Mosbach und Süßenborn unter 66,6 und 68,4% allein 25–30% des gesamten Bestandes.

Der Unterschied zwischen Taubach und Ehringsdorf könnte mit einer höheren kulturellen Entwicklung der Ehringsdorfer Jäger in Zusammenhang stehen, die im Artefaktmaterial deutlich zum Ausdruck kommt; könnte aber auch in biologischen Ursachen begründet sein, da die Taubacher Jäger, wie in einer anderen Arbeit gezeigt werden soll, im Herbst und Winter, die Ehringsdorfer im Frühjahr und Sommer jagten, und gerade bei primitiver Jagd die Methode und ihr Erfolg von den Jahreszeiten und den verschiedenen von ihnen gebotenen Möglichkeiten in hohem Maße abhängig sein kann.

Für die Beurteilung der von den Paläolithikern angewandten Jagdmethoden ist es wichtig, daß das Vorhandensein sehr zahlreicher Reste aus allen Skeletteilen darauf hindeutet, daß die Tiere nicht weit von der Stelle, wo wir heute ihre Reste im Gestein finden, erbeutet worden sein müssen. Ein Verschleppen von großen Knochen, oder gar Schädel- und Gebißresten — letztere besonders waren für die Jäger doch völlig wertlos und wurden zu keinerlei Verrichtungen benutzt — von entlegenen Jagdplätzen ist äußerst unwahrscheinlich und damit jede freie, nicht an die Nähe der heutigen Fundstellen gebundene Jagdmethode.

Die Annahme von Holz Waffen gegenüber mit Feuersteinspitzen bewehrten Speeren kann den Erwägungen, die mich früher zur Annahme von Fallgrubenjagd führten, ihre beweisende Kraft nicht beschränken, eröffnet andererseits kaum neue Möglichkeiten, die das eigentümliche Massenverhältnis zwischen alten und jungen Tieren, überhaupt eine so erfolgreiche Jagd erklären könnten. Die trockene und harte, zum Teil verhornte Haut der Nashörner ist gegen Wurf- und Stoßwaffen noch widerstandsfähiger als die der Elephanten. Es ist deshalb nicht anzunehmen, daß die mit Eisenspeeren betriebenen Jagdmethoden einzelner Eingeborenenstämme Afrikas mit ähnlichem Erfolg damals hätten Anwendung finden können, zudem keine dieser Jagdarten das starke Überwiegen junger Tiere verständlich macht, die doch von der Alten stets grimmig verteidigt werden. In Betracht kommen könnte eine im Kilimandschargebiet übliche Jagd, bei der der Jäger vom Baum aus dem unten durchziehenden Nashorn den Speer neben der Wirbelsäule in den Rücken treibt. Diese Jagd wird mit Stoßlanzen mit breiter doppelschneidiger

Spitze ausgeführt, und es bleibt in hohem Maße fraglich, ob Holzspeere von rundem Querschnitt mit gleichem Erfolg zu verwenden waren. Im übrigen würde auch diese Methode, wie überhaupt irgendeine Speerjagd, das Überwiegen junger Tiere nicht erklären können. Es fragt sich vor allem, ob mit den Waffen des Paläolithikers eine in kürzerer Zeit tödlich wirkende, eine längere Flucht des Tieres ausschließende Verwundung möglich war. Die Abessinier speeren häufig ein Tier mit 50—60 Lanzen und schlagen ihm dann die Sehnen der Hinterbeine mit dem Schwert durch. Also ein sehr starker Angriff auf ein einzelnes Tier. Die Tiere sind danach und nach anderen Jagdberichten sehr zählebig und von großer Widerstandskraft. Die „Fluchtkraft“ dieser Tiere ist selbst bei ernstesten Verwundungen eine erstaunlich große, die dem Jäger das Wild oft ent schlüpfen läßt oder es ihm erst nach mühseliger Verfolgung in die Hände liefert. Es ist mehr als fraglich, ob solche Methoden bei seinen weit einfacheren Waffen für den Paläolithiker rentabel oder überhaupt möglich waren, denn Wolf und Hyäne, deren Rudel wohl damals wie heute jagenden Menschenhorden resp. jagenden Raubtieren folgten, dürften des angeschossenen Wildes sich häufig vor dem Jäger bemächtigt haben. Der Mensch der Diluvialzeit war durchaus nicht der Herr seines Jagdgebietes, er war Raubtier unter Raubtieren, die sich unter größter Ausnutzung ihrer Fähigkeiten die Beute streitig machten; er war selbst ständig gefährdet, da in seinem Revier nicht nur Wolf und Hyäne, sondern auch Löwe, Panther und Bär recht häufig waren. Und diesen großen Raubtieren stand er mit seinen primitiven Waffen weit hilfloser gegenüber als heutige primitive Jägerstämme, die mit Löwen und Panther das Jagdgebiet teilen, die aber trotz ihrer weit besseren Waffen sich vielerorts ihrer Bedränger nicht entledigen konnten vor Einführung der Feuerwaffen. Die „Verfolgungskraft“ des Paläolithikers war durch die geschilderten Umstände in viel stärkerem Maße gehemmt, war eine viel geringere als bei heutigen primitiven Jägern, da er in viel höherem Grade an die eigene Sicherheit zu denken hatte. Er mußte deshalb ganz besonders bemüht sein, sein Wild auf eine Methode zu erjagen, die ihm das Wild am Angriffsort oder in nächster Nähe desselben überlieferte. Und diese Möglichkeit bot ihm bei seinen einfachen Waffen keine der „Angriffsjagden“ der heutigen primitiven Stämme, die zudem niemals zu einem solchen Überwiegen junger Tiere in der Beute führen können. Jagden mit anschließender Verfolgung hätten ihm das Wild zumeist auch weit



von der Stelle des Angriffs entführt, ihm die Beute an einer vorher nicht zu berechnenden Stelle überliefert, was mit den oben geschilderten Fundumständen und der Art des Fundmaterials in Taubach und in Ehringsdorf nicht vereinbar ist, da beide auf eine in der Ilmaue, in der Nähe der Fundstellen betriebene Jagd mit Bestimmtheit hindeuten. Ein Treiben der Tiere, vielleicht mit Hilfe von Feuer, wie es Noack auch für Nashörner für möglich hält, hat erstens in der Gegenwart keine Parallele, muß ferner demjenigen, der sich mit der Lebensweise und dem Charakter der Nashörner vertraut gemacht hat, von vornherein wenig Erfolg versprechend erscheinen und war in Waldgebieten wie Taubach selbstverständlich unmöglich.

Nehmen wir dagegen an, daß die Jäger Taubachs und Ehringsdorfs in dem die Ilmaue säumenden überwässerten oder stark durchfeuchteten Gelände Fallgruben mit Hilfe von Grabstöcken aushoben unter geschickter Benutzung der zweifellos zahlreich vorhandenen Suhllöcher, daß sie nach gelungenem Fang die Gruben von allen Resten der Beutetiere säuberten, um sie benutzbar zu erhalten, daß sie zu diesem Zwecke alle nicht brauchbaren Knochen, Schädel- und Kieferreste in die Tümpel warfen, so erklären sich auf einfache Weise sowohl die reiche Ausbeute der Jäger trotz ihrer einfachen Waffen gegenüber einem so gut gesicherten und wehrhaften Wild, als alle Fundumstände, als schließlich die starke Beteiligung junger Tiere an der Beute. Denn wie heute bei *Rhinoceros simus*, so kann auch bei *Rhinoceros Merkkii* das Kalb vor der Alten gegangen und zuerst in eine Fallgrube gestürzt sein, die sie auf ihrem Wege antrafen. Zudem muß die Größe der Fallgruben eine Art Größenauslese des Wildes bedingen, da kleine Gruben größere, erwachsene Tiere weniger gefährden als kleine, junge und wo sie benutzt wurden, stets ein Überwiegen junger Tiere in der Bente hervorrufen mußten. Daß diese Menschen aber ihre Fallgruben bei ihren primitiven Hilfsmitteln nicht größer gemacht haben als eben nötig, ist ohne weiteres anzunehmen. Für die javanische Fallgrubenjagd auf das Nashorn wird gerade die Enge der auf dem Wechsel ausgehobenen Gruben betont.

Fassen wir das Ergebnis unserer Erwägungen zusammen:

1. Die Fundumstände in Taubach und Ehringsdorf weisen eindeutig auf menschliche Jagd.
2. Die Anhäufung von Resten aus allen Skeletteilen, von allerhand Extremitätenknochen, Wirbeln, besonders von Schädel-

teilen, Kiefern und Zähnen, vieles zerschlagen, deutet darauf hin, daß die Tiere in der Nähe ihres fossilen Vorkommens und nicht an weit entlegenen Jagdstellen erbeutet wurden.

3. Das Massenverhältnis alter und junger Tiere in der Beute, die auf Grund des Artefaktmaterials und der Tatsachen der Ethnographie zu erschließende Wehrhaftigkeit des Jägers, die Wehrhaftigkeit, passive Widerstandskraft und Lebensweise des Wildes schließen alle heute betriebenen Angriffsjagden aus und machen Fallgrubenfang in höchstem Maße wahrscheinlich.

Diese Jagdmethode ist vielleicht auch schon vom *Homo Heidelbergensis* auf *Rhinoceros etruscus* angewandt worden. Bei einer Gliederung des Mauerer Nashornmaterials in junge und alte Tiere erhalten wir allerdings die gleichen Zahlen wie für das Material aus den Mosbacher Sanden, in denen der Mensch nicht nachgewiesen ist. „Zwischen beiden Fundorten aber besteht ein Unterschied insofern, als die jungen Tiere von Mauer etwas andere Altersverhältnisse aufweisen. Eine Anzahl jugendlicher Unterkiefer entspricht nämlich in ihrem Alter den jungen Unterkiefern von Taubach vollständig, während der größte Teil der jungen Individuen von Mosbach geringeres Alter besitzt und wahrscheinlich Raubtieren zum Opfer gefallen ist.

Diese Analogie zwischen Taubach und Mauer läßt die Annahme nicht ganz von der Hand weisen, daß auch der Mensch in Mauer gelegentlich *Rhinocerot* erbeutet hat, was um so wahrscheinlicher ist, als *Rhinoceros* und *Elephas* häufig die gleichen Wechsel benutzen und daher in die für die eine Art angelegten Fallgruben auch die Tiere der anderen Art hineingeraten können, ja müssen. Das Vorhandensein großer Raubtiere vermag das Vorkommen gerade dieser Altersstadien in Mauer nicht zu erklären, da nur ganz junge Kälbchen mit Milchgebiß durch Löwen, Bären und Hyänen gefährdet sind.“ (Soergel l. c. Anm. 1).

Daß die Anlage von Fallgruben auch dem *Homo Heidelbergensis* bei dem sicher zahlreichen Vorhandensein von Suhlöchern der Nashörner im Gebiet der weiten Flußschlinge keine besonderen Schwierigkeiten bereitet haben kann, wurde früher schon erwähnt.

Bezüglich der Bedeutung der menschlichen Jagd auf *Rhinoceros Merckii* — die Art ist zweifellos auch an anderen Örtlichkeiten Europas gejagt worden (Burgtonna in Thüringen, Krapina in Kroatien, La Micoque in Frankreich, Grimaldigrotten bei Mentone, Grays

Thurrock in England), das Ausmaß dieser Jagd ist aber mangels genügender Angaben in der Literatur heute nicht zu erkennen — für das Aussterben der Art vor oder im Verlaufe der 4. Eiszeit weise ich auf das über die gleiche Frage bei *Elephas antiquus* Ausgeführte hin. Die andauernde Vernichtung des Nachwuchses dürfte das aus anderen Ursachen erfolgte, damals wohl noch nicht direkt eingeleitete Erlöschen der Art beschleunigt haben dadurch, daß es den Gesamtbestand in einzelne Revierbestände aufteilte und isolierte, in denen sich die verderblichen Folgen einer Inzucht stärker geltend machen mußten.

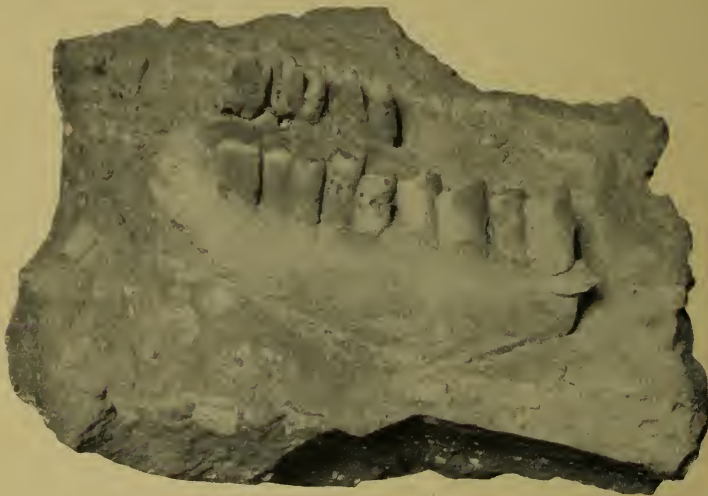


Fig. 26. Unterkiefer von *Rhinoceros Merkii* aus der Homofundschicht im Bruch Kämpfe zu Ehringsdorf mit anormaler Ausbildung des Zahnschmelzes.  $\frac{1}{5}$  n. Gr. Original als Leihgabe von E. Kämpfe im Städt. Museum zu Weimar ausgestellt.

Besonders beachtenswert ist in diesem Zusammenhang das Vorkommen anormal gebildeter Zähne an zwei Individuen des *Rhinoceros Merkii* aus der Ehringsdorfer Homofundschicht. An einem Unterkiefer (Abb. 26) zeigen besonders die Prämolaren, an den Molaren noch schwach der M I, eine merkwürdige Löcherigkeit des Schmelzes, die bei P III und P II auf die untere Zahnhälfte beschränkt ist, bei P I bis ins obere Zahnviertel hinaufgreift. Diese Erscheinung ist als Hypoplasie des Schmelzes bekannt, sie ist auch bei Zähnen des Neandertalmenschen von Krapina gefunden worden. Sie deutet unbedingt auf eine Stoffwechselstörung oder Stoffwechselerkrankung hin, wie sie sonst von wildlebenden Tieren nicht bekannt ist und wie ich sie sonst an keinem der zahlreichen deutschen

diluvialen Nashorngebisse gefunden habe. Sie fehlt ebenso allen mir aus Autopsie oder aus der Literatur bekannten außerdeutschen diluvialen und tertiären Nashornzähnen. Ihr erstmaliges Auftreten in einem Stamm kurz — geologisch gesprochen — vor dem Erlöschen des Stammes, kann nicht als Zufall gelten. Wir sehen darin vielmehr den Beweis dafür, daß am Niedergang und schließlichen Erlöschen der Art natürliche Ursachen wirksam waren, die letzten Endes in der Stammesentwicklung wurzeln. Die Fähigkeit, neuen Verhältnissen sich einzupassen, war dem Organismus verloren gegangen. Wir können ihn einem Segler vergleichen, dem die Möglichkeit Segel und Steuer nach den eintretenden Verhältnissen umzustellen verloren ging, der mit einem bestimmten Wind in guter Fahrt bleibt, beim Umschlagen des Windes aber mehr und mehr an Fahrt verliert und schließlich unter dem Zwang der äusseren Verhältnisse kentern muß.



## IX. Die Jagd auf das wollhaarige Nashorn.

(*Rhinoceros antiquitatis* Blumenb.)

Während der Waldelephant (*Elephas antiquus*) und das Merksche Nashorn (*Rhinozeros Merkii*) in Mitteleuropa erloschen vor dem Zeitpunkt, von dem an wir das Jungpaläolithikum datieren, also vor Beginn der Geweih- und Knochenbearbeitung, geht neben dem Mammut in diese jüngere Zeit auch das wollhaarige Nashorn, *Rhinoceros antiquitatis*, hinein. Dieses Tier ist vom diluvialen Jäger nur sehr selten erbeutet worden, fehlt in den meisten paläolithischen Stationen und spielt in anderen eine ganz untergeordnete Rolle. Wo es häufiger auftritt und höhere Prozentsätze im Gesamtmaterial der fossilen Knochenreste bildet, wie z. B. in der Lindentaler Hyänenhöhle bei Gera, in den Aurignacienschichten der Ofnet und des Sirgensteins, da läßt sich aus den Fundverhältnissen wahrscheinlich machen, daß weniger der Mensch als die abwechselnd mit diesem resp. vor oder nach ihm die Höhle bewohnenden Hyänen als Jäger der Nashörner anzusehen sind. Mit Ausnahme des Lößgebietes in der weiteren Umgebung von Brünn, wo zahlreichere Fundstellen auf den Menschen als Nashornjäger, vielleicht teilweise nur als Aasjäger hinweisen — es handelt sich zumeist um die Reste einiger oder eines Tieres, die zusammen mit menschlichen Werkzeugen gefunden wurden — kann man sagen, daß laut Fundmaterial das wollhaarige Nashorn unter den Beutetieren des diluvialen Menschen einen sehr bescheidenen Platz eingenommen hat, daß es nur gelegentlich gejagt wurde. Darauf deuten auch die seltenen bildlichen Darstellungen unseres Tieres. Denn der relativen Häufigkeit einer Art in der paläolithischen Gesamtbeute entspricht ungefähr die relative Häufigkeit der bildlichen Darstellungen dieser Art unter den Gravierungen und Höhlenbildern. Stets sind wenig gejagte Wildarten, worauf übrigens schon Obermaier l. c. Anm. 5 hinwies, weniger oft zur Darstellung gebracht worden. Diese Parallele, die die beherrschende Stellung der Jagd auch im geistigen Leben

dieser Menschen ins hellste Licht rückt, ist besonders deutlich für die großen Raubtiere, für Ur, Saiga, Gemse, Steinbock, Vögel und Fische; ihre Darstellungen verschwinden gegen die Fülle der gravierten und gemalten Rentiere, Pferde, Wisente und Mammute. Aus der seltenen Darstellung des wollhaarigen Nashorns darf angesichts dieses Parallelismus ebenfalls der Schluß gezogen werden, daß es nicht zu den bevorzugten Beutetieren gehörte. Ob dort, wo es mit hoher Wahrscheinlichkeit als Beutetier des Menschen anzusehen ist, Reste jüngerer Tiere im Beutematerial besonders zahlreich



Fig. 27. Rekonstruktion des wollhaarigen Nashorn (*Rhinoceros antiquitatis*), nach einem Original von Charles Knight im American Museum of Natural History.  
Aus Hoyer.

sind, läßt sich mangels bestimmter Angaben in der Literatur nicht entscheiden. An keiner mir bekannten Lokalität überwiegen sie jedenfalls in dem Maße als bei *Rhinoceros Merckii* in Taubach.

Bestimmte Anhaltspunkte für die geübte Jagdmethode lassen sich aus den Fundumständen, aus der Zusammensetzung des Knochenmaterials bei der ganz geringen Bedeutung der Art als menschliches Jagdobjekt überhaupt nicht gewinnen, besonders auch deshalb, weil in nur wenigen Fällen der Mensch als Jäger des Tieres mit Sicherheit in Anspruch genommen werden kann. Eine kritische, am

Fundmaterial zu kontrollierende Erörterung über die Jagdmöglichkeiten der Paläolithiker auf diese Art steht daher auf einer sehr schwachen Basis und kann sich schließlich nur auf die Lebensgewohnheiten der Nashörner im allgemeinen und die Wehrkraft der Jäger stützen, ohne aus einer Analyse des Beutematerials bestimmte Anregungen zu empfangen oder Einschränkung zu erfahren.

Das Wohngebiet dieser Art, wie es die geologischen Daten der Fundstellen erschließen lassen, Steppe und wohl die wasserreicheren Teile dieser Landschaft, zum Teil also Buschwälder, die in der Steppe die Wasserläufe begleiten, deutet nicht auf eine bestimmte,



Fig. 28. Gemaltes wollhaariges Nashorn aus Font-de-Gaume. Nach H. Breuil aus H. Obermaier l. c. Anm. 5.

gerade für diese Art besonders aussichtsreiche Jagdmethode. Eine direkte Angriffsjagd auf dieses außer seiner starken Haut noch durch ein dichtes Haarkleid geschützte Wild (Abb. 27 — 28) erscheint auch für die Jäger des Jungpaläolithikums sehr gefährlich und wenig Erfolg versprechend und ist deshalb für diese Art ebenso unwahrscheinlich wie für *Rhinoceros Merckii*. Fallgrubefang unter Benutzung der Suhllöcher scheint auch hier das Gegebene. Da die Jagd auf dieses Tier, wie seine geringe Häufigkeit im menschlichen Beutematerial erweist, in hohem Maße Gelegenheitsjagd gewesen sein muß, also nicht planmäßig betrieben wurde wie auf die Tiere, die der Mensch zum Lebensunterhalt, zur Lebenshaltung notwendig

brauchte, so wird sie stets in starker Anlehnung an die Szenerie der Landschaft geübt worden sein und schließlich nur dort, wo alle Bedingungen für einen Erfolg verwirklicht schienen, die Möglichkeit der Erbeutung von vornherein in keinem Mißverhältnis stand zum Kraftaufwand und der Gefährdung des Jägers. Ein „Jagdtypus“ ist deshalb für diese Art noch weniger als für das Mammut für irgendeine Fundstelle wahrscheinlich zu machen. Fallgrubengang und Angriff mit Speeren können zur Anwendung gekommen sein. Eine kritische Überprüfung dieser Möglichkeiten ist aber, wie gesagt, am Fundmaterial nicht durchzuführen und eine weitere Diskussion über die Jagdmöglichkeiten deshalb nur von sehr bedingtem Wert. In Anbetracht des Verhältnisses zwischen den Angriffsmitteln des Jägers und den Abwehrmitteln des Wildes scheint aber nur eine Jagd wahrscheinlich und rentabel, in der der Fallgrubengang eine entscheidende Rolle spielte.

---